

zu einer großen Mosaikdekoration für das Verwaltungsgebäude des „Gaz de France“ in Altfortville und solche für das Auditorium der Oper von Sao Paolo entstehen. 1955 gewann der Künstler den großen Preis der Biennale von São Paulo. Damit war der Höhepunkt seines Schaffens überschritten.

Am 17. August 1955 starb Fernand Léger in Gif-sur-Yvette. Der große Rapsode der Technik, der „Schöpfer einer proletarischen Mythologie“ verließ diese Welt.⁸ Es scheint kein Zufall, daß gerade ihm auch die Fassung der Fenster in Audincourt gelungen ist. Zunächst besitzt sein Werk von je eine echte Monumentalität. Die Beziehungen zur Fläche, zur Wand und zur Architektur sind in fast allen seinen Bildern sichtbar. Dann aber trägt es in sich die Spannung von metallischer Härte und amorpher Weichheit, die zwischen Rationalität und Sentimentalität die Mitte hält. In unbekümmerter Einfalt bewältigt der Künstler diese Spannung. Ungebrochene Farben strahlen. Roboter wechseln mit Gestalten einer schicksallosen Naivität. Mit großen Kinderaugen schaut der Künstler die Welt an: Eisenträger und Maschinenteile, Blume und Frau, Nagel und Wunde, und erfährt so den Herzschlag der Dinge, das Geheimnis einer technisierten Welt.

Herbert Schade SJ

Ein Sowjetschriftsteller greift die Grundlagen der „klassenlosen“ Gesellschaft an

In der russischen Literaturzeitschrift „Nowyj Mir“ für August, September und Oktober 1956 ist von dem bis dahin unbekannten Schriftsteller *W. Dudinzew* ein Roman unter dem bezeichnenden Titel „*Der Mensch lebt nicht von Brot allein*“ (Nje chljäbom jediny) erschienen und zum erfolgreichsten Buch der russischen Nachkriegsliteratur geworden.

⁸ Th. Knaur, Lexikon moderner Kunst, München 1955, S. 162.

Eine 1/2-Millionenaufgabe war in kürzester Zeit vergriffen. (In deutscher Übersetzung erscheint das Buch demnächst im Verlag Stern-Bücher in Hamburg.) In den Städten der Sowjetunion entfesselte der Roman leidenschaftliche Diskussionen, die auch die aktuellsten Ereignisse überschatteten und bei denen selbst die Polizei eingreifen mußte.

Im Vergleich mit den rechtfertigenden und schönfärbenden Werken des „sozialistischen Realismus“ haben wir es hier mit einem Muster der russischen „Anklageliteratur“ zu tun, wie man sie aus der literarischen Tradition des 19. Jahrhunderts her kennt. Bekanntlich war jene Literatur keine ästhetische Spielerei, sondern eine scharfe Waffe, eine Macht ohnegleichen, die leidenschaftlich und schonungslos Anklage gegen den autokratischen Staat erhob. Weder Sibirien noch Galgen vermochten diesen Geist des Protestes zu töten: kühn erhobenen Hauptes kehrten die russischen Schriftsteller – mit Ausnahme vielleicht von Dostojewski – aus ihren Verließen, aus Sibirien und von den Hinrichtungsstätten ihrer Kameraden zurück, freudig vom Volk als mutige Kämpfer und standhafte Martyrer – und der Russe liebt das Martyrertum – begrüßt und gefeiert. Die Wurzel der russischen Literatur sitzt tief im Leben des Volkes. Abgesehen von wenigen offiziellen Schriftstellern, die es schmähnten und seine Bestrebungen bekämpften, standen die hervorragenden Dichter stets auf seiner Seite. Den ungebildeten, geknechteten und in der Sklaverei verrohten Menschen schenken sie ihre Liebe, weihen ihnen Leben und Werke. Staat und Literatur lagen hier in einem unerbittlichen Ringen auf Leben und Tod.

Als die Bolschewiken in den 30er Jahren die Opposition der russischen Literatur gegen den Staat brachen und die Schriftsteller durch blutigen Terror zwangen, sich vor den Propagandakarren zu spannen, unterdrückten sie eine große Tradition der russischen Literatur des 19. Jahrhunderts, die ihr einst Welt Ruhm einbrachte, eben die „Anklage-

literatur“. Doch konnte es nur einem oberflächlichen Beobachter scheinen, daß die Überlieferung der großen russischen Literatur aufgegeben, daß der Kampf zwischen Staat und Literatur beendet sei. Vielmehr nahm er eine nie dagewesene Schärfe an. Die Schriftsteller paßten sich an, hüllten sich in Schweigen, versenkten sich in Übersetzungen, nahmen Zuflucht in die Vergangenheit oder in die außersowjetische Wirklichkeit und suchten durch Verkleidung, Maskierung und äsopische Sprache ihre Verfolger zu täuschen. Viele Schriftsteller wurden Opfer dieses Kampfes. Roman Jakobson prägte in den Jahren, als sich die Massenverfolgungen erst ankündigten, das Wort von der „Generation, die ihre Schriftsteller vergeudet hat“.

Bei jeder – auch der geringsten – politischen Lockerung begann aber der dichterische Quell der „Anklageliteratur“ von neuem zu fließen, so daß die Partei dann immer wieder vor der Kritik erschrak, zu der sie ermuntert hatte, und scharf gegen die Kritiker vorging, so z. B. gegen Alexander *Twardowski* (geb. 1910) wegen seines Poems „In weiter Ferne“ (Za dalju dalj – 1953), Leonid *Sorin* wegen des Stücks „Die Gäste“ (Gosti – 1954) und Ilja *Ehrenburg* wegen seines Romans „Taufwetter“ (Ottjelpelj – 1954).

Der 20. Parteikongreß der KPdSU hat dann wieder die Zügel etwas gelockert. W. Dudinzew geht aber in seinem Buch weit über die von diesem abgesteckten Grenzen der Kritik hinaus; denn seine Angriffe richten sich nicht gegen irgendwelche Gebrechen der „Gesellschaft, die den Kommunismus baut“, sondern gegen die Fundamente, gegen das System dieser „klassenlosen Gesellschaft“, in der die schreiendsten Gegensätze zwischen einer arrivierten regierenden Clique und dem Volk offenbar werden, weil man hier die Freiheit und die Menschenwürde mit Füßen tritt. Kein Wort erwähnt die „führende Rolle der kommunistischen Partei“, ohne die früher ein Werk des „sozialistischen Realismus“ nicht denkbar war, und nichts ist zu hö-

ren von dem „positiven Helden“, der die Mängel als „Überbleibsel des Kapitalismus im Bewußtsein der Menschen“ erklären sollte. Vielmehr stehen jene Schichten, die früher die „führende Rolle der Partei“ darstellten, diesmal unter schärfster Anklage; sie sind schuld an den Mißständen und Gebrechen der Sowjetgesellschaft. Die sich als „Kollektiv“, als „Aufbau-Ameisen“ bezeichnenden Parteibonzen, Ignoranten, Profitjäger, Heuchler, Doppelzüngler und Schwindler haben sich zu einer Gemeinschaft verschworen, die durch ihre Gerissenheit und Skrupellosigkeit den Andersdenkenden erbarmungslos vernichten, wenn er sich ihnen nicht bedingungslos unterordnet, wenn er sich ihnen nicht auf Gnade und Ungnade ausliefert. So erging es auch dem „wirklichen“, „einfach ehrlichen“ Menschen, dem „Einzelgänger“ und „Idealisten“ Dmitrij Alexejewitsch Lopatkin, dem Haupthelden des Romans. Er hat eine neue Maschine zur Herstellung nahtloser Rohre erfunden und will sie bauen. Die „Gelehrten des Kollektivs“ geben ihm zu verstehen, daß die Maschine gebaut werden kann, wenn er seine Erfindung als die des „Kollektivs“ voranzutreiben bereit ist. Als Lopatkin gegen diese Intrigen seine Erfindung durchzusetzen sucht, kommt er als „Einzelgänger“, „Querulant“, „Erzverleumder“ und „Erpresser“ in schroffsten Gegensatz zu der privilegierten Clique, die das Monopol hat. Als er ihre Doppelzüngigkeit in der Zeitung anprangern will und mit Hilfe von militärischen Dienststellen seine Maschine zu bauen beginnt, holen seine Feinde zum Hauptschlag aus: sie bringen es fertig, daß er wegen angeblichen Verrats von militärischen Geheimnissen an Nadescha Sergejewna, die ehemalige Frau eines seelenlosen Generaldirektors, für acht Jahre nach Sibirien verbannt wird. Danach konnten sie die Erfindung Lopatkins als die ihrige ausgeben und an den Bau der Maschine herangehen.

In den Händen der Stümper wurde diese Maschine aber zu einem riesigen Verlustgeschäft für den Staat. Als aus dem Ural die Nachricht kam, daß dort

ein Freund Lopatkins dessen Maschine erbaut, dem Staat Millionen erspart habe, und Lopatkin vorzeitig entlassen wurde, gab es im „Kollektiv“ großen Aufruhr; dann aber fand es sich recht bald und behauptete mit frecher Stirn, daß es seinen Bemühungen um Lopatkins Erfindung zu verdanken war, daß sie jetzt zum Erfolg geführt werden konnte. Mit derselben Unverschämtheit, mit der sie ihn vor kurzem als ihren Feind bekämpften, umschmeicheln sie ihn jetzt und bieten ihm Hilfe und Unterstützung an. Sie, die stets auf treue, unwandelbare Gesinnung pochten, verstehen die ihrige den jeweiligen Situationen chamäleonartig anzupassen; sie, die anderen vom „Kollektiv“ und vom „Gemeinnutz“ predigten, erweisen sich als die schlimmsten Individualisten und die abscheulichsten Egoisten. Ihre Parteibücher sind wohl rot, aber ihre Seelen schwarz wie die Nacht. „Wenn man die größte oder die kleinste Einheit aus dieser Sippschaft ... herausgriffe und einem beliebigen von ihnen in die Seele blickte, dann würde man sehen, wie dort die unendliche Einsamkeit heult gleich den Winden in den Polowezker Step-
pen“, sagt von ihnen ein anderer Ingenieur, ein „apolitischer Individualist“ wie Lopatkin. „Wenn dort ein ganzes Gelichter säße, ein Kollektiv ist das nicht!“

Zwischen der Führungsschicht und dem Volk klafft ein jäher Abgrund. Als man die Generaldirektorsgattin ins Krankenhaus einliefert, läßt man einen Saal von den Patienten räumen, indem man deren Betten einfach auf den Flur hinausstellt. Die Frau des Generaldirektors sehnt sich nach wahrer Freundschaft, er selbst auch, aber er weiß genau, daß es bei dem System nicht möglich ist. „Wir sind in Isolierung ... in reinster Isolierung. Und je höher wir aufsteigen, desto vollständiger wird diese.“ Selbst als er seinen Besuch – Amtskollegen und Parteigenossen – hinausgeleitet, glaubt er nicht daran, daß auch nur ein einziger unter ihnen auf richtiger Freundschaft fähig wäre.

Erschreckend ist das Bildungsniveau

dieser kommunistischen „Manager“: in der Menschenführung haben sie sich wohl eine gewisse Routine erworben, beherrschen aber nicht einmal die elementare Rechtschreibung und wissen nichts von Tischsitten und Höflichkeitsformen im Umgang mit Menschen. Wo ihre Routine nicht mehr ausreicht, da bringen sie die leisesten Regungen eigenen Denkens mit Schlagworten wie „Basis“, „Staatsräson“ und „Kollektiv“ zum Schweigen. Diese „irdischen Menschen“ glauben nur an „die ökonomische Basis“, die alle Beziehungen der Menschen untereinander regelt und Denken und Handeln bestimmt; Seelenregungen, die nicht durch diese „ökonomische Basis“ bedingt werden, erscheinen ihnen selbst in den intimsten Bereichen als ein Unding. So wird hier neben den sozialen und politischen Gegensätzen noch ein philosophischer Gegensatz herausgestellt, und zwar der zwischen den „irdischen Menschen“, den „Materialisten“ und den „apolitischen Menschen“, den „Idealisten“, wobei diese als „positive Helden“ auftreten, obwohl „apolitisch“ und „Idealist“ in der Sowjetunion stets so viel wie „Sowjetfeind“ bedeuteten.

Hier wird nun die Forderung nach Freiheit für Andersdenkende laut. „Sie haben das Monopol!“ ruft Lopatkin beim Verhör in der Staatsanwaltschaft aus. „Sie prügeln die Andersdenkenden nieder! Die Andersdenkenden darf man aber nicht ausrotten – sie sind uns nötig wie das Gewissen!“ Stickluft des Mißtrauens, Verdächtigungen, Verleumdungen und Entlarvungssucht, die alles, was eigenen Spekulationen widerspricht, als feindlich und verdammenswert erklärt, seien daran schuld, daß die Sowjetunion immer noch hinter dem Westen nachhinkt. Denn das Schicksal Lopatkins ist kein Einzelfall, die Mißstände und Gebrechen sind kein „Überbleibsel des Kapitalismus im Bewußtsein der Sowjetmenschen“. Prof. Busko, Ingenieur Arachowskij, viele Erfinder, Wissenschaftler, Techniker und Künstler zerbrachen am Unverstand und am üblen Ränkespiel der Führungselite. Auf das „Laternenchen der Idealisten“

kommen vorläufig nur wenige zugeflogen. Die Zahl der Ehrenmänner ist klein, vielen fehlt der Mut, die Mißstände offen anzuprangern oder Verantwortung auf sich zu nehmen, und noch viel mehr Menschen mangelt es an Verstand, weil sie bis jetzt gewohnt waren, den Schwierigkeiten dadurch auszuweichen, daß sie im Vorurteil und in politischen Dogmen Zuflucht suchten. Sogar die besten Menschen haben sich so sehr in Schemen und Dogmen verfangen, daß sie nicht mehr fähig sind, selbständig zu denken und ihre Gedanken in eigener Sprache auszudrücken. Der Partei- und Propagandajargon ist bis in die intimsten Bereiche vorgedrungen. „Nach Lage der Dinge braucht sie Liebe“, sagt Lopatkin von Nadeshda Sergejewna und erschrickt selbst vor solchen Worten: „Nach Lage der Dinge!“ dachte er mit Grauen. „Was sind das für Worte!“

Auch Nadeshda Sergejewna ertappt sich immer wieder bei solch abgedroschenen Phrasen, die sie bei ihrem Manne so sehr haßte, aber selbst nicht mehr entbehren kann.

Man spürt das Verlangen der Sowjetmenschen nach Ehrenmännern gleich Lopatkin, nach „apolitischen Idealisten“, die ehrlichen Herzens gewillt sind, eine politische Atmosphäre zu schaffen, in der sich – frei von Furcht vor den politischen Intriganten, Gaunern und Gesinnungslumpen – atmen läßt. Ob auf diesem ideologisch grundsätzlich neuen und künstlerisch bedeutsamen Roman noch andere von der Art folgen werden oder ob man den Verfasser vielleicht gleich Ilja Ehrenburg zwingt, in einem zweiten Teil seine Kritik abzuschwächen, oder ihn gar – wie so viele vor ihm – einfach kaltstellt?

Johann Kobetz

Erziehung und Schule

Literaturbericht

Alle pädagogischen Fragen sind in der Gegenwart in besonderer Weise dringend. Es ist die Folge der gesellschaftlichen Unruhe und der Umschichtung, in der wir stehen. Zugleich zeigt sich auch hier, daß die politischen Grenzen geistig weithin gefallen sind und ein Zeitalter größeren Zusammenlebens anzubrechen scheint. Das erkennt man z. B. aus den Bemühungen um eine vergleichende Erziehungswissenschaft, der sich eine ganze Reihe von Gelehrten widmen (*Hans Espe, Die Bedeutung der vergleichenden Erziehungswissenschaft für Lehrerschaft und Schule* [144 S.], Berlin 1956, Orbis Verlag, DM 4,80). — Es scheint jetzt in Erfüllung zu gehen, was schon 1817 Marc Antoine Jullien von Paris angeregt hatte (*M. A. Jullien, Skizzen und Vorarbeiten zu einem Werk über die vergleichende Erziehung* [45 S.] Berlin 1956, Orbis Verlag, DM 1,80). — Diese Bemühungen setzen den Willen zu wirklicher Verständigung voraus, der bei so verschiedenen Standpunkten notwendig ist. Es ist bemerkenswert, daß gerade in dem erregten Spanien von einem Spanier deutscher Abkunft eine solche „Pädagogik der Verständigung“ geschrieben wurde (*Luis Alonso Schökel, Pedagogía de la Comprensión* [276 S.] Barcelona 1954, Juan Flors). — Die „Pädagogik im Bild“ sucht durch grundsätzliche Ausführungen über die verschiedenen Menschenbilder, die Psychologie der Erziehung, Familie, Kirche, Schule ihre erzieherische Aufgabe, die Bildung der menschlichen Kräfte, die Leibeserziehung, Jugend- und Erwachsenenenerziehung und ihre Geschichte einen zusammenfassenden Überblick über die pädagogische Lage zu geben. Sie ist